

von Textzeugnissen in eine idealtypische Entwicklung. Die Wurzeln des Debatten-Prinzips liegen nach Novikoff in den spätantiken Dialogen (Kap. 1), hätten über das Lehrgespräch des Magisters mit seinen Schülern eine Weiterentwicklung erfahren (Kap. 2) und mittels der polemischen Dialoge des 12. Jahrhunderts ihren letzten Schliff erhalten (Kap. 3), um schließlich in den institutionalisierten Disputationen der Universitäten zur Vollendung zu gelangen (Kap. 5). Novikoff folgt in seiner chronologisch strukturierten Argumentation diesem Prinzip einer „medieval culture of disputation“, die selbsterklärend mit ihrer „normative practice“ und „cultural logic“ eine unentrinnbare, universale Geltungskraft, einen „impact beyond the academic environment“ (S. 1, 228) entfaltet habe, und die sich schließlich in Musik, Poesie und Theaterstücken der volkssprachlichen Literatur wie auch in der entstehenden „public sphere“ niederschlug (Kap. 4 und Kap. 6). Der entwicklungsgeschichtliche Ansatz muss zu einer Abwertung frühmittelalterlicher Dialoge sowie der dort präsentierten Wissenschaftskonzepte – etwa Johannes Scotus Eriugena – führen.

Die Auswahl des untersuchten Textcorpus reicht von Anselm von Canterbury bis zu den jüdisch-christlichen Disputationen des 13. Jahrhunderts, wobei die im Hochmittelalter weit verbreiteten *Adversus Iudaeos*-Dialoge einen dezidierten Schwerpunkt im gesamten Argumentationsverlauf bilden (S. 15 ff., S. 88 ff., v. a. S. 172–221). Die Gründe für die Wahl des jeweiligen Beispiels werden jedoch nicht analytisch begründet. Eine weitere Schwäche der Hypothesen ergibt sich daraus, dass ein Großteil der Wissensliteratur, vor allem zu Sentenzen und Sophismata, deren Gestaltungsprinzipien für eine Universalgeschichte der scholastischen Methode unabdinglich wären – schlichtweg nicht herangezogen wird. Man vermisst in dieser universal gedachten und mit viel Verve vorgetragenen Analyse nicht nur eine Diskussion der komplexen Textformbestimmung und Gebrauchsweisen von Dialogen und von akademischen Disputationen. Dabei bleibt letztlich die Leitfrage offen, worin konkret der Zusammenhang zwischen Dialogen und Disputationen neben der evozierten, aber nie an den Texten selbst diskutierten Kohärenz scholastischen Argumentierens tatsächlich liegt.

Zwar stellt Novikoff in der Einleitung die Frage nach dem Zusammenhang von kulturellem Ort der Dialoge und schulischer Praxis, doch geht er im Verlaufe der Arbeit weder auf die jeweilige Argumentationstechnik

der besprochenen Quellen, ihre epistemologischen, grammatikalischen oder wissensorganisatorischen Grundlagen noch auf die in ihnen aufgerufenen christologischen, juristischen oder disziplinären Diskurse ein. Dabei bleibt er weit hinter den terminologischen Differenzierungen des Phänomens „Disputatio“ durch Olga Weijers zurück (etwa Dies., *Quelques observations sur les divers emplois du terme disputatio*, in: J.-F. Meirinhos (Hg.), *Itinéraires de la raison. Études de philosophie médiévale offertes à Maria Cândida Pacheco*, Louvain-La-Neuve 2005, S. 35–48 oder Dies., *De la joute dialectique à la dispute scolastique*, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 143 [1999], S. 509–518). Zudem berücksichtigt die Analyse weder kontextuelle oder formale Besonderheiten (vgl. Carmen Cardelle de Hartmann, Mia Münster-Swendson, Cédric Giraud) noch methodische Eigenheiten seines Textfundus (Peter von Moos, Mischa Perger, Klaus Jacobi). All dies führt dazu, dass historisch-kritische Kontextualisierungen weitgehend fehlen und offensichtliche interpretative Widersprüche in den herangezogenen Quellen homogenisiert und dem Wirken des überzeitlichen Debattenprinzips untergeordnet werden.

Berlin

Marika Bacsóka

Ralph J. Hexter/David Townsend (Hgg.): *The Oxford Handbook of Medieval Latin Literature*, Oxford – New York: Oxford University Press 2012, 672 S., ISBN 978-0-195394011.

Folgt man wissenschaftsgeschichtlichen Axiomen, so vergewissern sich Disziplinen durch Zeitschriften, Nachschlagewerke und Methodologien nicht nur ihrer Themen, sie grenzen sich von anderen Disziplinen ab und repräsentieren den erworbenen Grad an Professionalität innerhalb der „scientific community“. Welches „Self-Fashioning“ der mittelalterlichen Philologie verfolgen die Herausgeber Ralph J. Hexter (University of California) und David Townsend (University of Toronto) innerhalb des nun erschienen „Oxford Handbook of Medieval Latin Literature“? Erfreulicherweise gehen sie mit dem Handbuch über einen konventionellen Aufbau hinaus, der allein auf Standardisierung und Vergewisserung von (Wissens-)Beständen ausgerichtet gewesen wäre. Sie reflektieren in den programmatischen Eröffnungskapiteln „Framing the Field: Problematics and Provocations“ (S. 1–44) den prekären Standort ihres Faches: Institutionell schwach verortet, meist zwischen Fakultäten einge-

zwängt, befindet es sich in einer personell wie auch finanziell schwierigen, ja bedrohten Position. Aus diesem Kontext erwächst der klare Zuschnitt des Bandes, der mittels der variantenreichen, exemplarisch angelegten Beiträge nicht nur die Nähe und die Gemeinsamkeit der Zugriffe und Fragestellungen zu ihren Schwesterdisziplinen betont. Zugleich ist er ein Manifest für den Erhalt des Faches, welches die Leistungen und Kompetenzen von Philologen – vor allem die Bereitstellung verlässlicher, kritischer Editionen – immer wieder vor Augen führt. Dieser Programmatik ist auch der Aufbau der Kapitel geschuldet, die allesamt mit Anregungen für weiterführende Lektüre und mitunter auch mit offenen Fragen zum Weiterdenken schließen. Um ein größeres, fachübergreifendes Publikum zu erreichen, sind alle mittellateinischen Zitate ins Englische übersetzt. Wie wertvoll die Erkenntnisse der Spezialisten auch für Mediävisten mit einem wissenschaftlichen Schwerpunkt, für Linguisten oder für Transferforscher sein können, verdeutlichen die analog aufgebauten und meist gut lesbaren Aufsätze. Sie gehen quellennah über den üblichen chronologischen Kanon und die bekanntesten Texte hinaus. Unter den Autoren finden sich sowohl bekannte Experten (Winthrop Wetherbee, Jan Ziolkowski, Brian Murdoch, A. G. Rigg) als auch jüngere Forscher. Um der Vielfalt des Materials und der Genres der über 1000 jährigen europäischen „Literaturgeschichte“ zumindest ansatzweise gerecht zu werden, haben sich der klassische Philologe Hexter und der Literaturwissenschaftler Townsend dazu entschieden, die 28 Aufsätze in sieben Großabschnitte zu gruppieren, wobei ihre Titel jeweils Marksteine und aktuelle Tendenzen der Kulturgeschichte evozieren.

Zuerst verhandeln fünf Beiträge innerhalb des Kapitels „Latin as Cultural Capital“ (S. 47–148), den Status des Lateinischen als artifizielles, erworbenes Kommunikations- und Ausdrucksmittel. Zu einem solchen Komplex gehören etwa Fragen nach autorbedingten, lexikalischen, syntaktischen und stilistischen Eigenheiten und nach Verbindungen zum jeweiligen soziolinguistischen oder argumentativen Kontext (vgl. Carin Ruff zu Grammatiken, Nicholas Watson zu „Latinity“). Der Essay von Thomas E. Burman (University of Tennessee) „The Cultures and Dynamics of Translation into Medieval Latin“ akzentuiert den Stellenwert der Übersetzungen für die mittelalterliche Schriftkultur und diskutiert Zentren, Motive und Anlässe der Übersetzungstätigkeit (S. 86–105).

Der anschließende Abschnitt „Manuscript Culture and the Materiality of Latin Texts“

rückt das „concrete embodiment“ von Textpraktiken und dessen Rückwirkungen auf den mittelalterlichen Leser in den Mittelpunkt (S. 151–214). Wie variieren Layout, Form und Anordnung sowie verwendete Hilfsmittel? Lassen sich Zusammenhänge zu ihrem jeweiligen Gebrauchskontext herstellen? Unterschiedlichen Repräsentationen der „lectio“ geht Andrew Taylor (University of Ottawa) in seinem einführenden Aufsatz „Readers and Manuscripts“ nach (S. 151–170). Rita Copeland (University of Pennsylvania) widmet sich wiederum den Logiken von Glossen und Kommentaren und schafft einen ebenso verständlichen wie quellennahen und prägnanten Überblick über scholasitische Praktiken (S. 171–191).

Der vierte Abschnitt „Styles and Genre“ (S. 215–303) behandelt poetologische Fragen von Stilus und Metrik in mittellateinischen Texten. Gregory Hays (University of Virginia) inspiriert mittels seiner Fallbeispiele (Zeno, Beda Venerabilis, Atto von Vercelli, Hildegard von Bingen, Alexander von Neckham) zum Nachdenken über die stilistische Spannweite und die Motive für die Wahl dieser Mittel (S. 217–238). Die beiden anschließenden Themenkreise besitzen eine hohe bildungs- und ideengeschichtliche Relevanz. Zuerst widmen sich die Autoren im Kapitel „Systems of Knowledge“ den dominanten und immer wieder transformierten Inhalten spätantiker Wissenssysteme (u. a. die überragende Rolle von Martianus Capella). Greti Dinkova-Bruun (University of Toronto) stellt anhand von Beispielen aus Prosa und Poesie die Rolle der Bibel als „defining feature of medieval literary discourse“ heraus. Sie nimmt dazu die historische, allegorische, tropologische und analogische Exegese als Orientierungsrahmen und führt so exemplarisch an Gottfried von Admonts Homilie zum Palmsonntag und zahlreicher Versbeispiele die Transformierung und Gebrauch des Samson-Motivs vor (S. 356–375). Das anschließende, sechste Großkapitel „Medieval Latin and the Fashioning of the Self“ greift eine unvermeidliche literaturwissenschaftliche Diskussion auf: den Stellenwert von Autor- und Selbstkonzeptionen (hier v. a. Genderkonzeptionen). Gerade an dieser Stelle wird die anglophone Ausrichtung des Bandes deutlich, vermisst man doch die einschlägigen Arbeiten von Christel Meier-Staubach. Besonders hervorzuheben ist vor allem der Essay von Mia Münster-Swendsen (University of Copenhagen) „Regiments of Schooling“ (S. 403–422), der Schüler-Lehrer Beziehungen anhand des gebrauchten Vokabulars und Beschreibungen in pädagogischen Werken des Hochmittelalters (10.–12. Jhdt.)

nachgeht. Er enthält zahlreiche Überlegungen zur Lehrpraxis und emotionalen Bindungen, legt den Schwerpunkt auf die Person des Lehrers, den sie als „living *exemplum* of learning and cultivation“ qualifiziert. Der letzte Abschnitt „Periodization“ (S. 509–613) hinterfragt wiederum etablierte Chronologien und literaturgeschichtliche Grenzziehungen. Marco Formisiano (Humboldt-Universität zu Berlin) stellt in „Late Antiquity, new Departures“ (S. 509–534) die interpretative Orientierung an der klassischen Latinität der Antike zur Disposition, dies umso mehr, da die Autoren des Mittelalters die Klassiker mit der Brille der spätantiken Autoren betrachtet hätten. Formisiano steckt mit seiner Begeisterung für sein Spezialgebiet an und kann überzeugend die produktive Eigenheit und „characteristic features of late antique literature which on the one hand represent a novelty in respect to previous ages, and on the other were further developed in the multifarious and heterogeneous Latin textuality of the Middle Ages“ vorführen. Den Band beschließt eine chronologische Liste mittellateinischer Autoren von der Spätantike bis ins 16. Jahrhundert (S. 615–623), der die thematische Breite und Menge des mittelalterlichen Outputs noch einmal unterstreicht. Das selektive Sach-, Orts-, Werk- wie Personenregister ermöglicht einen schnellen Zugriff auf die behandelten Einzelfälle.

Die abwechslungsreiche Essaysammlung ist weniger ein deskriptives Studienhandbuch als ein Kaleidoskop der mittellateinischen Forschung, die sich auf ein englischsprachiges Publikum vor dem Hintergrund einer nordamerikanischen Forschungstradition konzentriert. Da er die Sichtbarkeit mittellateinischer Philologie erhöhen will, betont er mantraartig die Relevanz der Disziplin, vor allem richtet er sich gegen den Vorbehalt, mittelalterliche Literatur sei lediglich „obscure and esoteric, consisting of little known texts of purely historical interest written in a debased form of a language already dead“ (S. xii). Der Reiz des „Handbooks“ besteht darin, dass er schematisch-verallgemeinernde Aussagen vermeidet und die Komplexität mittellateinischer Texte, Produktionsumstände und Agenten abbildet. Dabei setzt er sich bewusst von einer kanonisierenden und harmonisierenden Literaturgeschichte ab und betont, die „disruptions, conflicts, pluralities, problematically articulated identities, and internal contradictions“ (S. 18). Er argumentiert zudem konsequent gegen die Homogenisierung mittelalterlichen Lateins, indem er die kommunikativen, technischen, schriftlichen, regionalen wie oralen Zusammenhänge und Gebrauchskontexte veranschaulicht. Den

Schwerpunkt bilden einerseits spätantike Textzeugen und Überlieferungen seit dem 12. Jahrhundert, so dass ein relatives Ungleichgewicht gegenüber dem frühmittelalterlichen Quellenfundus entsteht. Überzeugend unterstreicht der Band die Notwendigkeit, die Wechselwirkungen und Abhängigkeiten zwischen Volkssprachen und der „Lateine“ zukünftig noch stärker in den Fokus von Analysen zu rücken und sie nicht als berührungslose Felder voneinander zu untersuchen. Gerade innerhalb der mediävistischen Lehre kann er durch seinen einführenden Charakter gute Anknüpfungspunkte für die Diskussion einzelner Problemfelder liefern, da er Fragen nach dem Status von (Mehr-)Sprachlichkeit-, Schriftlichkeit und Textualität in der europäischen Vormoderne aufgreift, die auch für klassische Philologen und für Analysen im Rahmen von Rezeptions- wie Transfer- und Transformationsforschung von hoher Relevanz sind.

Berlin

Marika Bacsóka

Cédric Giraud: „*Per verba magistri*“. Anselme de Laon et son école au XII<sup>e</sup> siècle, Turnhout: Brepols Publishers 2010, 631 S., ISBN 978-2-503-53341-4.

Schon Gerbert von Aurillac wusste, dass „der Sieg des Schülers den Ruhm des Lehrers“ repräsentiert. Betrachtet man die schier unermessliche Anziehungskraft Anselms von Laon († 1117) auf die zeitgenössischen *discipulae*, so ist es verwunderlich, dass zu einem der zentralen Gelehrten der Frühscholastik bis jetzt keine eigenständige Studie vorlag. Jeder, der etwas auf eine profunde Ausbildung in der Auslegung der *sacra pagina* hielt, hörte in Laon Anselms Vorlesungen und Kommentare. Bekanntlich prägten die sich im Umbruch befindliche „Wissenslandschaft“ des Zeitraums drei geographische Knotenpunkte: Zum einen die Schule von Chartres um Bernhard, das Kloster von Bec mit Lanfranc und Anselm von Canterbury und schließlich die Schule von Laon, die zuerst von Anselm und später von seinem Bruder Raoul († 1133) geleitet wurde. Während sich die Forschung den beiden ersten Zentren bereits eingehend angenommen hat (u. a. Édouard Jeaneau, Sally N. Vaughn, Roland Halphen, Constant J. Mews), blieb die Gestalt des Gelehrten, der unter anderem maßgebliche exegetische Werke seiner Zeit in Form biblischer Glossen entwickelte, allenfalls schemenhaft.

Cédric Giraud schafft es, in seiner magistralen Thèse Anselms (Lehr-)Profil und theologische „Methodik“ überzeugend aus den disparaten, v. a. handschriftlichen Quellen he-